

Auszug von Kapitel 12 – „In den Morgenstunden nach der Bombardierung Dresdens“

Auf der Loschwitzer Brücke wagte ich einen ersten Blick zurück und sah die Türme der Stadt schwarz wie Skelette von toten Riesen von Rauchwolken umgeben in den Flammen stehen. Ich dem Moment empfand ich gar nichts. Mir blieb nur noch die Kraft, den Kinderwagen vor mir herzuschieben, mit den Rädern nicht in den Straßenbahnschienen stecken zu bleiben und mich zu versichern, dass die Omi neben mir war. Nach einem beschwerlichen Weg über glattes Kopfsteinpflaster den steilen Berg hoch erreichten wir in den Vormittagsstunden den Weißen Hirsch. Dort oben empfingen uns Sanitäter. Ein Mann in Uniform kam uns entgegen und half mir, den Kinderwagen die letzten Meter schieben. Sanitäter hatten unter einem Zelt, das nach vorne offen war, einen langen Tisch aufgebaut, davor stand ein Kessel mit Pfefferminztee und ein zweiter mit Haferflockenbrei. Gott sei Dank hatte ich Blechgeschirr und Besteck mitgenommen. Der Haferbrei war das erste warme Essen seit dem Vortag. Wir merkten den Hunger erst, als wir die Haferflocken rochen. Die Helfer füllten mir sogar die Babyflasche mit warmer Milch und gaben mir einen Becher voll für dich, Anne. Aber du wolltest absolut nichts, keine Haferflocken, keine Milch, nichts. So ging das tagelang, du hast jedes Essen verweigert, mit Mühe konnte ich dir etwas Tee mit Milch einflößen und ab und zu nahmst du ein Malzbonbon, von denen die Omi immer ein Tütchen in ihrer Tasche hatte.

Als wir mit dem Rücken zur Stadt auf einer der Bänke saßen und die Haferflocken in uns hineinlöffelten und dauernd Spelzen ausspucken mussten, und ich die Wärme des Breis im Magen spürte, traute ich mich, über die linke Schulter auf die Stadt hinunterzuschauen. Von dort oben sah ich zum ersten Mal die ganze Ausdehnung des Feuers. Der Himmel erstreckte sich rot, so weit ich sehen konnte. Über der Stadt und der Elbe hingen schwarze Rauchwolken, die in großen Schwaden aus dem Tal steigend schwerfällig über die Höhen zogen. Darüber vergaß ich zu essen und stand auf und machte unwillkürlich einige Schritte zur Stadt zu. Da hörte ich Omi zum ersten Mal seit

Stunden ganz ruhig hinter mir: „Komm, mein Elfriedchen, setzt dich wieder, nun iss doch, lass die Haferflocken nicht kalt werden.“

Da musste ich plötzlich laut aufschluchzen und dachte, jetzt krieg' ich einen Weinkampf. In dem Moment stand einer der Sanitäter neben mir, legte seine Hand auf meine rechte Schulter und sagte leise: „Schauen Sie doch lieber nicht zurück, junge Frau, es hilft ja nichts, der Anblick nimmt Ihnen nur Ihre letzte Kraft. Essen Sie und füttern Sie Ihre Kinder.“ Seine Worte brachten mich zurück in den Augenblick und trockneten meine Augen. „Der Weg ist noch weit,“ fügte er hinzu.

Er war ein blutjung, fast noch ein Kind, höchstens siebzehn. Sein Gesicht war so weich und bleich, er war sehr hilfsbereit. Er hätte auch sagen können, wenn Sie zurückschauen, in das Tal, erstarren Sie. Schauen Sie vorwärts, den Berg hoch, in eine neue Richtung. Tage danach erinnerte ich mich, dass ich, als der junge Mann zu mir sprach, noch die Kuppel der Frauenkirche gesehen hatte. In den wenigen Augenblicken der Ruhe und im Anblick der brennenden Stadt unten im Tal, wusste ich, nichts wird jemals wieder so sein, wie es gestern abend noch gewesen war. Mein ganzer Körper wurde geschüttelt, meine Hände waren eisig steif, aber nicht nur von der bitteren Kälte, die durch zwei Paar Wollhandschuhe biss, sondern von innen her, und ich glaubte, mir würde nie wieder warm werden. In Dresden würden wir nie wieder wohnen, da würde es nie wieder etwas für uns geben. Dieses Leben war vorbei, für immer.

In den Stunden und in den Wochen, die unmittelbar folgten, konnten wir uns keine Zukunft denken, wir begriffen ja kaum die Gegenwart. Ich war weiter nur von dem einen Gedanken beseelt, euch in Sicherheit zu bringen, so weit weg wie möglich vom Ort der Verdammnis.

So weit weg wie möglich, Schutt und Asche, Sodom und Gomorra, diese Worte standen von da an über unserem Leben. Wir waren auf die Angriffe, die mit solch ungeheuerlicher Kraft über uns gekommen waren, einfach nicht vorbereitet gewesen, so dass sie in unseren Köpfen biblische Ausmaße annahmen.

Der junge Soldat hatte gut reden, als er sagte, ich solle nicht zurückschauen, meinte

meine Mutter. Ich kam mir einen Moment lang vor wie Frau Lot, die Gottes Verbot missachtet hatte und durch ihr Zurückschauen zur Salzsäule erstarrte, eine Strafe, die auf den Ungehorsam folgte, wie uns Frauen seitdem gepredigt wird. Aber ein Blick zurück, auf eine untergehende Welt, die vor wenigen Stunden noch unsere Welt gewesen war, ist so menschlich. Es war für mich wichtig gewesen, die ganze Zerstörung der Stadt zu sehen, denn erst nachdem ich mich davon vergewissert hatte, konnte ich mich von ihr trennen und vorwärts gehen in eine Zukunft, die in dem Moment weniger gewiss war, als das, was da unter uns in Schutt und Asche sankt.

Ein paar Schritte weiter stand ein Sanitätsauto, um das sich Menschen scharten, sagte sie, sie waren mit uns aus der Stadt hochgekommen. Die Sanitäter halfen so gut es ging, sie reinigten Brandwunden, trugen eine Salbe auf und verbanden sie mit Mull, ich beobachtete, wie sie einer Frau einen gebrochenen Arm in einer Schlinge, die sie aus ihrem Kopftuch knüpften, stilllegten. Andere bekamen Augentropfen. Auch unsere Augen waren gereizt und trocken vom Rauch und der schlaflosen Nacht. Wir gingen zu ihnen hinüber und stellten uns an. Ich öffnete und schloss meine Augen mehrmals, als ich das lindernde Nass fühlte und mein Blick verschwamm, die Tropfen halfen, ich konnte wieder klar sehen und merkte erst dann wie schlimm meine Augen gebrannt hatten. Als der Sanitäter meine rauhe Stimme hörte, gab er mir noch einen Löffel Hustensaft. Ich machte meinen Mund auf und fragte nicht, wie viele Menschen schon Saft vom selben Löffel geschluckt hatten und ob er ihn zwischendurch abspülte. Der Saft tat meinem entzündeten Hals wohl. Als die Sanitäter euch sahen, wollten sie wissen, ob wir eine Bleibe für die Nacht hätten und als ich verneinte, schickten sie uns zu einem Bauernhof ganz in der Nähe und beschrieben den Weg. Dort könnten wir uns waschen und ausruhen und würden bestimmt wieder zu essen bekommen, versprachen sie. Von der NSDAP seien auch schon Sachen dorthin gebracht worden, Decken, Windeln, Trockenmilch, alles, was Sie fürs Erste brauchten.

Ich war froh über die Auskunft und wir machten uns auf den Weg zu dem Bauernhof, den wir nach etwa zwei Stunden erreichten. Der weite Platz vor dem

Wohngebäude und der Scheune war vereist. Im Hof sah es wie auf einem Flüchtlingsumschlagplatz aus. Eine junge Frau, die uns kommen sah, kam auf uns zu und brachte uns direkt in die Scheune. Sie suchte noch einen guten Platz in einer Ecke für uns, weg von der Tür, dem kalten Luftzug und den anderen Leuten.

„Hier können Sie sich ausruhen,“ sagte sie, „ich bringe warme Milch und Grießbrei für die Kinder. Wir haben auch heiße Pellkartoffeln und Buttermilch, wenn Sie möchten.“

Mit der Milch brachte sie uns zwei Pferddecken, die wir übers Stroh breiteten. Nachdem wir gegessen hatten, holte die Omi einen Eimer heißes Wasser und Leinenhandtücher, damit wir euch waschen konnten und auch wir wuschen uns Gesicht und Hände. Ich zog, nachdem ich mit euch fertig war, meine Schuhe und Strümpfe aus und machte ein Fußbad, massierte mir anschließend meine wunden Füße und suchte mir frische Strümpfe. Die Omi holte noch einmal Wasser und wusch unsere Socken aus und hing sie über eine Holzlatte. Die Milch für euch war frisch gemolken und du wolltest wieder nichts davon trinken, sagte meine Mutter zu mir. Es war zum Verzweifeln. Du warst so blass und durchsichtig. Aber du wolltest Milch aus dem Geschäft. Ich mischte etwas Milch in den mit Wasser gekochten Brei und fütterte dir wenigstens ein paar Löffel.

Dann schliefen wir alle viele Stunden. Als ich aufwachte war es schon dunkel. Ich hatte schlimme Kopfschmerzen und ging an die frische Luft. Die Bauersfrau meinte, die Kopfschmerzen kämen von einer Rauchvergiftung und holte mir Kamillentee in einer breiten Tonschale. Atmen Sie den Dampf ein und trinken Sie vom Tee, wenn er etwas ausgekühlt ist und legen Sie sich dann ein Tuch mit Tee getränkt auf Stirn und Augen, das entspannt. Mein Körper war so geschunden, aber wann immer ich in der Nacht aufwachte, stand ich leise auf, ging hinaus auf den Hof und sah in den roten Himmel über uns, der über dem Zentrum Dresdens dunkelrot war. Dazwischen stiegen schwarze Rauchscheiden hoch.

Am nächsten Vormittag frühstückten wir und machten wir uns wieder auf den Weg,

immer die Bautzener Landstraße entlang. Wir konnten uns aber nicht vorstellen, mit wieviel Schwierigkeiten und welcher Mühsal der Marsch für uns verbunden sein würde. Für sechsendreißig Kilometer brauchten wir sieben Tage. Wie oft waren Kurt und ich die Straße früher mit dem Fahrrad in wenigen Stunden gefahren, um uns gegenseitig zu besuchen. Ich dachte, es sei am besten, wenn wir zu den Schwiegereltern gingen. Da würde Kurt uns auch am ehesten vermuten. Und ich glaubte, dass sie die Frau ihres Sohnes und ihre Enkelkinder in der Not freundlich aufnehmen würden. Die Omi wollte nicht mit, sie wäre lieber in der Nähe der Stadt geblieben und hätte sich so gut es ging durchgeschlagen, aber sie musste mitgehen und einen der Kinderwagen schieben.

Aus Kapitel 24 – „Pakete aus der Ostzone“

Nach unserer Flucht in den Westen, als wir so unglaublich arm waren, wie nie zuvor, begann er wieder damit, das Wirtschaftsgeld täglich hinzulegen. Das traf meine Mutter sehr, denn sie drehte jede Mark mehrmals um, ehe sie etwas kaufte und hätte keinen Pfennig unnötig ausgegeben. Wenn er konnte, ging er mit ihr einkaufen, oder sagte ihr, wo und wann sie sich treffen würden. Es hatte den Vorteil für sie, dass er dann die schweren Taschen tragen half. Der Nachteil war, dass sie ihren Tag nicht besser einteilen konnte, dass er sie beim Einkaufen drängte, ihr kaum Zeit ließ, sich etwas genauer anzuschauen, schnell noch irgendwo vorbeizugucken, oder zu überlegen und zu fragen, was besser oder günstiger sei. Er griff ausnahmslos nach dem Billigsten und unterbrach ihre Fragen im Geschäft.

Die größte Hilfe kam für uns in jenen Jahren wieder von der Omi aus Dresden. Meine Mutter war kaum mit den beiden jüngeren Schwestern angekommen, als schon die ersten Pakete eintrafen. Von unserer Flucht in den Westen bis zu ihrer schweren Krankheit, an der sie 1964 starb, schickte sie uns jede Woche Pakete, manchmal drei bis vier hintereinander, so dass die Postboten sich wunderten und fragten, was denn aus

der Ostzone Gutes kommen könne? In den Paketen war alles drin, was sie nur zu kaufen bekam: Kleiderstoffe, Unterwäsche, Nachthemden, Schlafanzüge, Socken und Kniestrümpfe, Decken, Stoff für Gardinen und Vorhänge, Damasttischdecken mit Servietten, Leinen- und Baumwolltischdecken in allen Größen zum Besticken mit Perlgarn in sehr stumpfen Farben, pfundweise Bonbons, vor allem die grellroten Himbeeren und dunkelbraunen bayrischen Malzbonbons, Grieß, Nudeln, Zucker, Bettwäsche, und Geschirrtücher als Aussteuer für ihre Enkeltöchter, alle mit großen Monogrammen bestickt. Sie schickte Hausschuhe, Turnschuhe und Plastiksandalen, die nie lang hielten, Bücher für mich aus dem Antiquariat, darunter solche Schätze wie die gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Hebbel, Lessing und den russischen Dichtern, die alle heute noch bei mir im Bücherschrank stehen. Dann kamen Schreibpapier, Hefte, Buntpapier, Bleistifte, Scheren, Handfeger, Schuhbürsten, Kleiderbürsten, in den kühleren Monaten schickte sie geräuchertes Fleisch, Krakauer Würste, Thüringer Blut- und Leberwurst, und das ist noch längst nicht alles. Durch ganz Dresden ist sie nach der Arbeit gelaufen und mit der Straßenbahn gefahren und gab ihre Freizeit, um in den Geschäften Schlange zu stehen oder nach bestimmten Dingen zu suchen, bis sie sie endlich fand, und hat absolut alles gekauft, von dem sie dachte, dass wir es irgendwie gebrauchen könnten. Die Verpackung zu organisieren war genauso schwierig, wie die Waren selbst zu ergattern, aber immer fand sie Kartons, die groß und stark genug waren und festen Bindfaden, der den Transport in den Westen überstehen würde. Sie hat uns Spielzeug geschickt, Gesellschaftsspiele, Puppenwagen, einen Roller mit Luftreifen, Pyramiden, Räuchermännchen mit Räucherkerzchen und Engel aus dem Erzgebirge, Tonvasen, Tonkrüge und Schalen, Holzleuchter, Holzdosen, Silberschmuck und die erste Armbanduhr für mich. Ich habe viele dieser Dinge heute noch und wann immer ich sie sehe, denke ich an meine Omi. Es waren regelrechte Care-Pakete aus der anderen Richtung, es war wie ein Füllhorn, das sich über ein Jahrzehnt Woche um Woche über uns ergoss, wie hätten wir es ohne sie in den ersten Jahren im Westen schaffen sollen?

Aus der DDR durfte sie nur ein Paket pro Monat schicken, es kamen aber fast täglich welche und sie hat uns, wenn sie in den Sommern für drei Wochen zu Besuch kam, erzählt, wie sie nach der Arbeit bei jedem Wetter mit der Straßenbahn zu entfernten Postämtern gefahren ist, damit es nicht auffiel, wie viele sie in Wirklichkeit schickte. Sie fuhr nach Dresden Neustadt und bis nach Radeberg, Weinböhla oder Klotzsche, da musste sie sich mit den schweren Paketen beeilen, dass sie rechtzeitig ankam. Für sich verbrauchte nur wenig, sie war so bescheiden, alles bekamen wir, ihre geliebten Kinder.

„Das ist ja unglaublich, das ist wie ein Wunder,“ sagte ich, wenn der Inhalt eines Paketes auf dem Küchentisch ausgebreitet lag, wenn ich endlich halb zwei aus der Schule nach Hause kam. Meine Mutter brachte mir das aufgewärmte Essen und setzte sich noch einmal mit mir an den Küchentisch. Ich wusste damals nicht, dass diese Stunden gezählt waren und dass ich meine Mutter nie wieder so erleben würde, wie in jenen Jahren, als ich sie so liebte. Diese Vertrautheit war danach innerhalb kurzer Zeit verloren gegangen.

„Ja, es ist ein Wunder,“ wiederholte sie, dabei saß sie mit dem linken Ellbogen auf die Tischplatte gelehnt etwas schräg nach links gebeugt und leicht zusammengesunken am Tisch. Die Beine hatte sie übereinandergeschlagen. Oft saß sie wortlos und unruhig neben mir, und ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte und dachte an andere Dinge. Selten fragte sie nach der Schule, und wenn ich etwas erzählte, hörte sie nicht zu, sondern blickte aus dem Fenster, schaute auf ihre gepflegten Hände, ihre Fingernägel, die sie jeden Tag feilte, ich sehe ihre Gestalt, spüre ihre Nähe, atme einen Hauch ihres Kölnisch Wassers ein. Manchmal erzählte sie von dem, was sie gerade nähte oder dass wir heute noch Kaffee für ein Päckchen für die Omi einkaufen gehen müssten, was anschließend eingepackt und auf die Post gebracht werden müsse. Denn von uns wollte die Omi nur alle vierzehn Tage ein Pfund Eduscho Kaffee, ab und zu bat sie um ein halbes Pfund Kakao und eine Tafel Schokolade oder auch einmal ein Pfund Rosinen, aber meistens wollte sie nur Kaffee, sonst hatte sie keine Wünsche. Es war oft schwierig genug, ihr den Kaffee zu schicken, wir hatten ja kaum Geld, sagt meine Mutter, als müsse

sie mir das noch einmal erklären oder sich verteidigen, weil wir so wenig zurückgeschickt haben. Ich habe in den ersten Jahren nur Sonntag Nachmittag Bohnenkaffee gekocht, ein achtel gemahlene Kaffee habe ich im Kaiser's Kaffeegeschäft gekauft, mehr ging nicht.

Ich weiß, wie knapp das Geld war, pflichtete ich ihr bei, ich bin oft am späten Nachmittag mit einem Päckchen für die Omi kurz vor Schalterschluss auf die Post gelaufen, und die meisten kamen auch an, obwohl gerade kleine Pakete oft drüben gestohlen wurden. Hinter einem der Schalter saß meist Reinhold, der nach einem schweren Motorradunfall nicht mehr die Post austragen konnte. Er schien sich immer zu freuen, wenn er mich sah, und ich richtete es deshalb so ein, dass ich zu ihm an den Schalter kam, auch wenn seine Schlange länger war, als die anderen.

Ich liebte den Duft des Bohnenkaffees, den einzigen Luxus, den meine Omi sich jeden Nachmittag gönnte. Schon wie sie den Kaffee zubereitete, war eine zeremonielle Handlung, die sie sehr ernst nahm und bei der sie nicht gestört werden wollte, und die mit der Mystik einer heiligen Handlung in der katholischen Kirche vergleichbar sein könnte. Zuerst holte sie die Kaffeebohnen und die Kaffeemühle und stellte beides auf den Tisch. Dann nahm den weißen Porzellan-Melittafilter, eine Dresdner Erfindung, und die Kaffeekanne liebevoll behutsam aus dem Küchenbüffet. Dieser Filter hatte den Bombenangriff auf Dresden im Keller unversehrt überstanden und meine Omi hatte ihn ihr Leben lang wie einen Schatz gehütet. Schließlich zählte sie andächtig die Bohnen in die linke hohle Hand ab, dreizehn pro Tasse und einige extra für die Kanne, füllte sie in die Mühle, setzte sich breitbeinig auf einen Küchenstuhl, klemmte die Mühle zwischen die Oberschenkel, um sie besser halten zu können, denn sie drehte sich schwer mit den gebrannten Bohnen. Waren die Bohnen gemahlen, klopfte sie von allen Seiten an der Mühle, damit auch alles Kaffeepulver in das kleine Kästchen fiel. Dann setzte sie den Filter andächtig auf die vorher mit heißem Wasser angewärmte Kanne, von der sie den Porzellandeckel ebenso sacht abgenommen und auf den Tisch gelegt hatte. Der Porzellanfilter thronte glänzend auf der Kanne. In ihn legte sie gekonnt die aus einem

kreisrunden Kreppfilterpapier gedrehte Filtertüte. Danach war es Zeit, das Kästchen mit dem aromatisch duftenden Kaffeepulver herauszuziehen und in die Filtertüte zu entleeren. Anschließend pinselte sie die Mühle über der Tüte sorgfältig aus, damit nichts zurückblieb oder gar verlorenging, und der nächste Kaffee immer ganz frisch schmeckte und nicht mit Kaffeeresten des Vortages vermischt wurde, die den Geschmack verderben könnten, und goss endlich ganz langsam, so dass der Bohnenkaffee quellen und alles Aroma entfalten konnte, das heiße Wasser über das gemahlene Pulver. Zwischendurch deckte sie den Filter mit einer Untertasse ab, damit weder Hitze noch Duftstoffe entweichen würden, über die Schnauze der Kaffeekanne hängte sie ein weißes Geschirrtuch mit blauem Karo, um allen Dampf in der Kanne zu halten.

Ich werde sie immer vor mir sehen, wie sie danach am runden Tisch im Wohnzimmer nur ganz leicht zurückgelehnt im Sessel saß, vor ihr stand das eine Gedeck aus Meißner Porzellan mit dem Streublümchenmuster, das sie ganz zufällig in einem Geschäft in einem Dresdner Vorort gleich nach dem Bombenangriff gesehen und erstanden hatte, eine Kaffeetasse mit Untertasse und ein Kuchenteller, dazu ein Sahnekännchen und eine Zuckerdose mit der Rose auf dem Deckel. Dahinter, zur Mitte des Tisches hin, stand eine elfenbeinfarbene Kaffeekanne mit Goldrand aus Bavariaporzellan auf einem Holzuntersetzer unter einer metallblauen Wärmehaube damit der Kaffee heiß blieb. Die Frau saß versonnen am Tisch, ihre Gedanken waren weit weg, oder vielleicht einfach nur beim Kaffee. In der linken Hand hielt sie die Untertasse, in der rechten die Tasse. Sie setzte die Tasse zwischen den kleinen Schlucken, die sie vom starken, dunkelbraunen, heißen Getränk nahm, selten ab, sie führte sie zum Mund, nahm einen Schluck, führte die Tasse mit einem leichten sanften Schwung nach vorne und etwas nach rechts, dort hielt sie sie einige Sekunden, manchmal auch etwas länger, und brachte sie mit demselben leichten Schwung wieder zum Mund, wobei ihr ganzer Körper in einer kaum wahrnehmbaren wippenden Bewegung mitschwang. Diese langsamen Bewegungen, dieses feierliche Trinken des Bohnenkaffees faszinierte mich, jahrelang sah ich ihr zu, wie hypnotisiert von ihrem

ruhigen Schaukeln. Wenn die erste Tasse leer war, setzte sie Tasse und Untertasse auf den Tisch ab, stand halb auf, hob vorsichtig die Kaffeehaube von der Kanne und goss sich die nächste Tasse ein, gab ein halbes Löffelchen Zucker dazu und wenige Tropfen Sahne und rührte alles andächtig um. Ehe sie die Tasse wieder in die Hand nahm, aß sie eine Gabel vom Kuchen, lobte ihn und ihre Tochter: Elfriedchen, deine Kuchen und Torten sind ein Gedicht, wie du das kannst und wie die duften, kein Bäcker kann das so fein wie du. Durch nichts und niemanden ließ sie sich beim Kaffeetrinken stören, da schätzte sie kein Gespräch, nicht einmal Fragen von ihren Enkelkindern, diese Zeit gehörte ihr, sie war ihr heilig. Sie konnte ohne weiteres eine Stunde im Sessel sitzen und tief in ihre eigene Welt versinken.